

Kapitel 1: Was ist ein Dialekt, wie schreibt man Dialekt?

Für uns Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen ist Dialekt oder Mundart diejenige Alltagssprache, die wir am häufigsten brauchen, wenn wir miteinander sprechen. Wir hören Mundart auch am Radio und im Fernsehen, oft auf der Bühne und im Film sowie in Reden, Predigten und Versammlungen. Beim Schreiben verwenden wir in der Regel das Schriftdeutsche, Hochdeutsche oder die Standardsprache. Grüsse, Notizen und private Mails oder SMS schreiben hingegen viele gern in Mundart.

Mundart in der Werbung



Geschriebener Mundart begegnen wir zudem im Mundartschrifttum, von der Buchliteratur bis zur Mundartglosse in Zeitungen, in der Werbung und, seltener, in Todesanzeigen. Obwohl wir Hochdeutsch problemlos verstehen, sprechen es die meisten von uns nur, wenn sie müssen, z. B. im Gespräch mit Fremdsprachigen. In einer Studie der Universität Zürich aus dem Jahr 2005 stellt Joachim Scharloth fest, dass die meisten Deutsch-

schweizer behaupten, sie selber sprächen gut Hochdeutsch, die Deutschschweizer im Allgemeinen aber mässig bis schlecht. Tatsache ist, dass Deutsche in der Regel forscher und fordernder auftreten als Deutschschweizer – z.B. *ich kriege ein Brot* oder *geben Sie mir ein Brot* versus *i hätt gärn es Brot* – und dass sie schneller sprechen. Deutschschweizer fühlen sich Deutschen im hochdeutschen Gespräch deshalb oft unterlegen, auch wegen ihres Schweizer Akzents, den man in Deutschland meist niedlich findet. Aber viele Deutsche, z. B. Kölner, Bayern und Sachsen, sprechen auch mit deutlicher mundartlicher Färbung Hochdeutsch. Diese Unterschiede zwischen verschiedenen hochdeutschen Sprechstilen sind insofern nicht zu unterschätzen, als in fachlichen Auseinandersetzungen das forschere sprachliche Auftreten als überlegene Kompetenz empfunden wird. Das kann sich für zurückhaltendere Sprecher nachteilig auswirken.

Die meisten Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer beurteilen ihre Mundart als die ihnen näher stehende, vertrautere Sprachform, weil sie, seit sie sprechen lernten, im Alltag vor allem Mundart sprechen. Seit Jahrzehnten kommen aber die meisten Kinder bereits im Vorschulalter mit Hochdeutsch in Kontakt, weil sie im Fernsehen hochdeutsche Kindersendungen anschauen, im Radio und auf Tonträgern hochdeutsche Geschichten, Lieder und Verse anhören und hochdeutsche Computerspiele

spielen. Andere wachsen in mehreren Mundarten oder Sprachen auf. Vor diesem Hintergrund erstaunt es, dass viele Erwachsene in der Deutschschweiz, in markantem Gegensatz zu Deutschland und Österreich, ein distanzierendes Verhältnis zum Hochdeutschen haben. Negative Erfahrungen mit dem Hochdeutschen als Lernsprache an der Schule mögen da eine Rolle spielen und versteckte oder offene Vorbehalte gegen Deutsches, die in unserer Kultur eine lange Geschichte haben. Einstellungen gegenüber Sprachformen sind komplex und haben persönliche und gesellschaftliche Gründe. Das zeigt sich auch bei den Mundarten; einige mögen wir, andere nicht. Wir können das Hochdeutsche als Teil unserer Muttersprache bezeichnen, weil wir es von

Der Berner Schriftsteller Guy Krneta: Hochdeutsch ist für mich eine Fremdsprache

Dass ich den Vorschlag begrüße (der, wenn ich mich nicht irre, unter anderem von Friedrich Dürrenmatt stammt), Deutsch als Fremdsprache zu begreifen, hat [...] unter anderem damit zu tun, dass er meiner täglichen Erfahrung entspricht: ich vollbringe, wenn ich einem Deutschen erzähle, was im Tram gerade geredet wird, eine klassische Übersetzungsleistung. Dem Selbstbewusstsein, das sich darin zeigt, Begriffe, Satzkonstruktionen und Aussprache bedenkenlos aus der Mundart in die sogenannte Standardsprache zu übernehmen, ziehe ich das Bewusstsein für die Differenz der Sprachen vor.

(Aus: Tages Anzeiger vom 20.10.2010)

klein auf kennen. Wir können es auch als unsere erste Fremdsprache bezeichnen, weil wir es erst in der Schule schreiben und richtig brauchen lernen und weil wir von der Mundart ins Hochdeutsche, oder umgekehrt, übersetzen müssen.

Exponenten des traditionellen Bildungsbürgertums und Wirtschaftsvertreter, welche wirtschaftlich flexible und effiziente Arbeitnehmer wollen, beurteilen das Nebeneinander von Mundart und Hochdeutsch nicht positiv im Sinne einer gelebten Mehrsprachigkeit, sondern behaupten, die starke Position der Mundart wirke sich negativ auf

unsere Hochdeutschkompetenz aus. Sie beklagen eine mangelnde Sensibilität der Deutschschweizer im Umgang mit Französisch und Italienisch sprechenden Mitbewohnern. Deshalb versuchen sie, auf politischem Weg die ihrer Meinung nach zu starke Position der Mundart zu beschneiden, sie in den öffentlich-rechtlichen elektronischen Medien zugunsten des Hochdeutschen zurückzudrängen und das Hochdeutsche bis auf die Kindergartenstufe als einzige erlaubte Unterrichtssprache in der Schule durchzusetzen. Die Stimmbürger und Stimmbürgerinnen der Kantone Zürich und Basel-Stadt haben sich jedoch in Volksabstimmungen im Jahr 2011 gegen „Hochdeutsch im Kindergarten“ ausgesprochen.

Dass wir neben der Mundart auch das Hochdeutsche brauchen, bezweifelt im Ernst niemand. Selbst als Emil Baer mit seiner „Schwizer Sproch-Biwegig“ 1936, also in

schwieriger Zeit, für eine alemannische Schriftsprache plädierte, damit sich die Deutschschweiz auch in der Schriftsprache vom damals faschistischen Deutschen Reich abgrenze, fand er kein Gehör. Sein Buch „Alemannisch – Die Rettung der eidgenössischen Seele“ ist heute nur noch ein historisches Kuriosum.

Auf die Frage, ob Kinder, die Mundart sprechen, im Hochdeutschenunterricht wirklich benachteiligt sind, gibt es zwei Antworten: Die Wortführer in der Deutschschweiz sind eher der Meinung, dass Mundart benachteiligt. In Deutschland wird auch die gegenteilige Meinung vertreten; in der Süddeutschen Zeitung vom 18.7.2005 schrieb Hans Kratzer einen Artikel zum Thema „Dialekt macht schlau. Pisa-Studie stützt wissenschaftliche These, dass Mundart die Sprachfähigkeit der Kinder verbessert“. Raphael Berthele, der Inhaber des Lehrstuhls für Mehrsprachigkeit an der Universität Freiburg (Schweiz), sagt, es sei wissenschaftlich nicht beweisbar, dass für Mundart sprechende Kinder das Hochdeutshlernen in der Schule schwieriger sei.

Wir wissen, dass es in der Deutschschweiz viele Dialekte gibt. Wir geben ihnen meist Kantonsbezeichnungen, seltener Bezeichnungen von Regionen oder Sprachgemeinschaften: *Berndeutsch*, *Schaffhauserdeutsch*, *Zürichdeutsch*, *Appenzellerdeutsch*, *Bündnerdeutsch*, *Senslerdeutsch*, *Walserdeutsch*. Die Gesamtheit unserer Dialekte bezeichnen wir als *Schweizerdeutsch* oder *Schwizerdütsch* bzw. *Schwizertüütsch*. Obwohl wir häufig Kantonsbezeichnungen brauchen, wissen wir, dass es keine „Kantonsmundarten“ gibt, dass z. B. im Kanton Bern die Stadtberner ein anderes Berndeutsch sprechen als die Seeländer, die Oberemmentaler, die Oberaargauer, die Haslitaler und die Saanenländer.

Wir wachsen in einer oder zwei, seltener in drei Mundarten auf. Wir lernen, im Laufe unseres Lebens eine oder zwei, seltener mehr Mundarten zu beherrschen. Wir verstehen aber sehr viele mehr. Verständigungsprobleme bereiten uns vielleicht einige alpine und andere Randmundarten wie z. B. Walliserdeutsch, Senslerdeutsch oder Diepoldsauerdeutsch. Die Grenze zum Schlecht- oder Nichtverstehen ist dabei aber sehr individuell und hängt davon ab, ob jemand bereit ist, einem Sprecher eines markant anderen Dialekts wirklich zuzuhören. Im Satz „was man verstehen *will*, versteht man“ steckt viel Wahrheit.

Aufgrund ihrer Sprechweise können wir bei vielen Dialektsprechern ihre sprachliche Herkunft grob feststellen. Wir hören nach wenigen Worten am Ton, ob eine Baslerin, ein Appenzeller oder eine Walliserin zu uns spricht. Wir wissen auch, dass man viele Dinge und Tätigkeiten in verschiedenen Dialekten unterschiedlich benennt. Zwei

Beispiele: Den „Flachkuchen mit Belag“ nennt man in der Nordwestdeuschschweiz, in einem grossen Teil des Kantons Zürich, im Glarnerland und in Teilen Deutschbündens *Wääje* oder *Wääe*, In der Südwestdeuschschweiz und in der Innerschweiz *Chueche*, am Nordrand der Ostschweiz *Tünne*, *Tülle* oder *Tünnele*, im Appenzellischen und im umliegenden St. Gallischen *Flade* und in Teilen Deutschbündens *Turte*. Ein „zweiheukliker Korb“ ist in der Westdeuschschweiz ein *Choorb*, im Luzernischen ein *Schiner*, in der Ostschweiz eine *Zäine*, *Zääne* oder *Zaale*, in einem kleinen Gebiet um Baden ein *Chucher*. Die Erfahrung, dass nicht alle dieselben Wörter brauchen, dass ich z. B. dem „Löwenzahn“ *Söiblueme* sage, andere aber *Weiefäcke*, *Chetteneblueme*, *Chrottepösche* oder *Sunnewirbel*, führt dazu, dass sich viele Deuschschweizer und Deuschschweizerinnen für die Bedeutung und die Herkunft von Mundartwörtern interessieren. In der Mundartsendung „Schnabelweid“ auf Radio SRF1 werden in der Rubrik „Schnabelweid-Briefkasten“ seit fast zwanzig Jahren diesbezügliche Hörerfragen beantwortet, und das Interesse lässt nicht nach.

Wir stellen fest, dass sich unsere Dialekte verändern, in gewissen Bereichen rasch verändern. Am auffälligsten sind die Veränderungen im Wortschatz. Viele Wörter aus traditionellen Lebenswelten, aus der handwerklichen Landwirtschaft, dem alten Handwerk und dem altstädtischen Vokabular verschwinden, weil ganze Tätigkeitsbereiche und die mit ihnen verbundenen Sachen und Tätigkeiten nicht mehr existieren. Neue Sachverhalte bringen neue Wörter mit sich.

Das Mähen mit der Sense z. B., das früher beim Grasen, Heuen und Ernten des Getreides üblich war, ist heute am Verschwinden. Noch viele wissen, was eine *Sägesse*, *Sägess* oder *Sääse* ist, aber wenige, was ein *Sägessewoorb* (Sensenstiel) und ein *Sägesseblatt*, was ein *Schtei-* oder *Fueterfass* mit *Wetzschtei* ist und weshalb man die *Sägesse* mit dem *Tängelhammer* auf dem *Tängelistei tängele* muss (aushämmern der Sensenschneide). Mit den Wörtern verschwinden auch die Redensarten, z. B. *er het e Zunge win e Sägesse* „er hat eine scharfe Zunge“, und die Lieder, z. B. *Was nitzt denn ä s Tängele, we d Sägess nid haut*. Wörter veralten in der Regel nicht einzeln, sondern ganze Wortfelder und damit verbundene Sprachbräuche verschwinden. Wir sagen gern, Wörter stürben aus, aber Wörter sind keine Lebewesen. Sie verschwinden nur, wenn wir sie nicht mehr brauchen.

Mundartliebhaber ärgern sich oft, dass dort, wo man *Anke*, *Guggumere* und *Nidel* oder *Niddle* sagte, heute meist von *Butter*, *Gurke* und *Raam* die Rede ist. Dabei vergessen sie, dass sich viele Entlehnungen aus dem Hochdeutschen über neuere Sach-

und Produktebezeichnungen eingeschlichen haben. Auch wer *Anke*, *Guggumere* und *Nidel* oder *Niddle* sagt, spricht schon lange von *Chrüterbutter*, *Essiggurke* und *Kafiraam*, sogar in Bern, wo man dem *Kafi* eigentlich *Gaffi* sagt. Der *Kühlschrank* ist auch in Bern ein *Chüelschrank*, obwohl er eigentlich *Chüelschaft* heissen sollte, weil der *Schrank* ein *Schaft* ist. Berner, die behaupten, *Männer* sei kein berndeutsches Wort, frage man, wie sie einem Chor sagen, in dem lauter *Manne* singen. Das ist eben auch auf Berndeutsch ein *Männerchoor* und kein *Mannechoor*.

Die *Treppe* ist heute noch meist eine *Stege* oder *Stäge*, die *Rolltreppe* war hingegen auch in der Mundart immer eine *Rolltrappe*; ein Test im Internet ergab für *Rolltrappe* gut 15000 Belege, für *Rollstäge* 5 Belege. *Stege* oder *Stäge* hört man heute noch meist sagen, aber *Trappe* etabliert sich mehr und mehr. Im „Mätteler“, der Zeitschrift des Matteänglich-Club Bern, schreibt eine Autorin in einem Artikel der Nummer 36/2006 über das Turmwärterpaar des Berner Münsters: „Ou für d Suberkeit isch d Wächterpaar zueständig. Da müesse Trappe u Terasse putzt wärde. Dänket, we mir müesste 254 Schtägetritte fäge?“ Zu *Trappe* hätte *Stueffe* besser gepasst, denn der *Stägetritt* gehört zur *Stäge*.

In vielen Fällen wird das traditionelle Mundartwort dadurch geschwächt, dass es veraltet wirkt oder eine leicht negative Färbung erhält. Das Wort *Velo* stammt aus der Zeit des Fahrrads mit Rücktritt oder mit Dreigangschaltung. Ein modernes Rad ist deshalb ein *Bäik*, ein Radfahrer, vor allem, wenn er mit einem Geländerad im Gelände fährt, ein *Bäiker*, der *bäikt*, ein Radrennen ein *Raadrenne* und nicht mehr ein *Velorenne*. *Bäändler* und *Pöschler* finden heute viele despektierlich; sie sagen *Baanaagstellte* und *Brieftreger*. Das *Ross* ist in der Sprache des Reitsports ein *Pferd* oder *Pfärd*. Fast niemand mehr braucht heute einen *Fotoapparaat*, man knipst mit der *Kamera*.

Eine Untersuchung der Universität Zürich hat ergeben, dass für Sachen, die im Alltag häufig vorkommen, zwar noch die mundarttypischen Wörter verwendet werden, daneben aber im ganzen Gebiet der Deutschschweiz die eingelaute Form des hochdeutschen Wortes eindringt. *Sommersprossen* sind also noch *Loubflücke*, *Lùbflücke*, *Meerzeflücke*, *Meerzeschiss* oder *Meerzespriggeli*, aber heute eben auch *Summer-sprosse*.

Nicht nur das sehr häufige Einlauten hochdeutscher Wörter in die Mundart irritiert Mundartliebhaber, sondern auch die starke Zunahme von Anglizismen und von Neubildungen, die von englischen Wörtern abgeleitet sind, wie: *aatöörne*, *Apaartment*,

Bäik, bäike, Bänker, Böörnaut, Daunloud, daunloude, Feisbuk, fuude, Gääg, Geim, geime, Gig, Händi, hewi, Hit, Kompjuuter, kuul, Läptop, Loft, Meil, mäile, Model, modle, okei, riläxe, Schop, schoppe, skäipe, snööbe, Snööber, Tiiwii, tschille, Twitter, twittere, Wellness, wellnesse, wooke, Wooking, Zenter (z. B. Schoppingzenter).

Anglizismen und von englischen Wörtern abgeleitete Neubildungen dringen nicht nur sehr stark in den Wortschatz unserer Mundarten ein, sondern auch in den hochdeutschen Wortschatz und den Wortschatz vieler anderer Sprachen. Englisch ist heute die dominierende Weltsprache, die im Deutschen und vielen anderen Sprachen

Englisch in der Schweiz

Das Englische ist sehr selbstbewusst in den Kreisen der in der Schweiz gesprochenen Sprachen eingetreten. Davor die Augen zu verschliessen wäre absurd und sinnlos. Ebenso falsch wäre es freilich, aus dem bis heute beobachteten Vormarsch des Englischen kurzerhand zu schliessen, diese Sprache werde in Zukunft die ‚Schlüsselsprache‘ der Schweiz sein. Gewiss wird sie in Wirtschaft und Wissenschaft wohl immer mehr Gewicht erhalten. Solcher Fortschritt ist Ausdruck einer immer dichteren internationalen Verflechtung, und die Schweiz kann sich ihr nicht entziehen. (Aus: Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz, Eidg. Departement des Innern 1989)

eine sprachprägende Macht ausübt. Im modernen Deutschen dominieren englische Wörter ganze Teile des gesellschaftlichen, technologischen und wirtschaftlichen Wortschatzes, so z. B. den Wortschatz der Jugendkultur, des Sports, der Pop- und Rockkultur, der Computertechnologie und der Unternehmensführung. Eine Firma hat heute keinen *Scheff* und keine *Pärsonalabteilig* mehr. Sie hat einen *CEO* und eine Abteilung *Human Resources*. Unsere Fussballer spielen nicht mehr in der *Nazio-nalliga A* und *B*, sondern in der *Superliig* und der *Tschälenschliig*. Im ganzen Bereich der Computertechnologie gibt es meines Wissens nur zwei mundartliche Eigenkreationen, nämlich *töggele* und *ie-* bzw. *ine-töggele*.

Wer korrigierende Massnahmen gegen den Einfluss des Englischen auf das Deutsche und unsere Mundarten verlangt, muss sich fragen, wer sie wie vornehmen soll. Wir haben keine Sprachakademie, welche den Sprachbrauch festlegt, weder im Hochdeutschen, noch in der Mundart. Er oder sie sollte zudem zweierlei bedenken: Erstens handeln wir in vielen Bereichen global mit Produkten aus der ganzen Welt. Globales Handeln ist in *einer* Sprache am kostengünstigsten; übersetzen ist teuer. Rein wirtschaftlich gesehen, leisten wir uns mit unseren Dialekten einen Luxus. Selbst die in der EU-Administration viel beschworene Mehrsprachigkeit ist oft nicht mehr als ein Lippenbekenntnis. Wenn wir Mehrsprachigkeit wollen, insbesondere die Viersprachigkeit in der Schweiz und das Nebeneinander von Mundarten und Hochdeutsch in der Deutschschweiz, müssen wir dafür andere Gründe geltend machen als

die Wirtschaftlichkeit. Wir müssen unsere Mehrsprachigkeit auch selbst aufrechterhalten, keine Institution nimmt uns diese Aufgabe ab.

Zweitens sollte es uns bei genauer Beobachtung unserer Mundarten nicht schwer fallen, einzusehen, dass sich dominierende Sprachen immer stark ins Hochdeutsche und unsere Mundarten eingeschrieben haben. Unser Mundartwortschatz ist sehr reich an Wörtern, die aus dem Französischen entlehnt worden sind: *adiö, Amediisli, Beree, Briggett, Camion, demoliere, Etabli, Fulaar, Gellerettli, Guu, inschtaliere, luschi, notiere, nundedie, merssi, Mittli, Peron, Portmenee, Sarre, Schilee, schiniere, Taburet, traktiere, Trotinet, Velo* und viele, viele mehr. Unser Mundartwortschatz ist auch stark geprägt von Wörtern lateinischen Ursprungs, wie *Chäller, Fänschter, Muur, Pflanze, Roose, Wii*, griechischen Ursprungs, wie *Ängel, Bischof, Chirche* bzw. *Chille, Pfingschte*, und (nord)italienischen Ursprungs, wie *Bank* (Geldinstitut), *Fazeneetli, Gilge* bzw. *Ilge, Kasse, Tschifere*. Wir vergessen zudem gern, dass wir nicht erst seit neustem aus dem Englischen entlehnen, denn englische Lehnwörter und Neubildungen wie *Boiler, Gool, Mänschester* oder *Mänseschter, Streik, Schutte* bzw. *Tschutte, Tiiruum, Tömbler* sind schon länger in unserem Wortschatz.

Die Diskussion um Anglizismen ist meist fruchtlos. Wer Anglizismen nicht mag, soll sie im eigenen Sprachgebrauch meiden. Viele von ihnen haben im Wortschatz der Jugendkultur ein kurzes Leben. Andere haben eine längere Lebensdauer bzw. sind oder werden fester Bestandteil unseres Wortschatzes. Solange wir es tagtäglich mit *Body Lotions, Chips, Dressings, Drinks, Fitness, Girls, Ice Tea, Kids, Pubs, Sales, Shops, Ticket Corners, T-Shirts* und *Night Life* zu tun haben in einer Sprachgemeinschaft, welche ihre moderne, urbane Zeitgenossenschaft offenbar nur englisch etikettieren kann, sollten wir nicht über zu viele Anglizismen in unserem Mundartwortschatz klagen. Unsere Mundarten existieren nicht in einer Welt für sich.

Mundartinteressierte müssen zudem zur Kenntnis nehmen, dass sich in den letzten Jahrzehnten viel Hochdeutsches auch in die Grammatik unserer Dialekte einschleicht. Vor allem jüngere Mundartsprecher sagen häufig nicht mehr *i wone z Bäärn u ga uf Züri*, sondern *i wone in Bäärn u ga nach Züri*. Sie sagen *i wirde moorn choo* und nicht *i chume de moorn*. Viele Berndeutsch Sprechende flektieren das Zahlwort *zwöi* nicht mehr und sagen *zwöi Manne, zwöi Froue, zwöi Ching* statt *zwe Manne, zwo Froue, zwöi Ching*. Das Mehrzahl-s, das im Hochdeutschen mit wenigen Ausnahmen nur Wörter fremder Herkunft haben und das der traditionellen Mundart fremd war, verbreitet sich in der Mundart rasant: *Autos, Infos, Staus, Streiks, Taxis*,

Tiischis (T-Shirts), *Tricks*, *Velos*. Im Regionaljournal Zürich-Schaffhausen vom 24.7.2001 sprach man sogar von *Stelenabbous*. Vielleicht haben Anglizismen wie *Pömps*, *Schoorts*, *Tschiins* diesen Prozess beschleunigt.

Eine wuchernde mundartliche Eigenkreation ist hingegen die Mehrzahl auf *ine/-ene*, die früher nur bei weiblichen Substantiven auf *-i* vorkam: *Chuchi/Chuchine*, *Büni/Bünene*. Sie verbreitet sich heute rasch bei weiblichen Substantiven mit oder ohne Pluralkennzeichnung: *Frouene*, *Hallene*, *Muurene*, *Schachtlene*, *Schubladene*, *Tüürene*, *Wüürzene*.

Das Partizip Präsens, das früher in der Mundart gemieden wurde, ist heute geläufig: *fliessends Wasser*, *vor louffender Kamera*, *eleierziejendi Mueter*, *unbedütendi Sache*, *florierends Gschäft*. Die im Berndeutschen und anderen Mundarten traditionell auf *-e* auslautenden weiblichen Substantive *Leerere*, *Sängere*, *Verchöiffere* werden heute zunehmend nach hochdeutschem Muster gebildet *Leererinne*, *Sängerinne*, *Verchöifferinne*. Die alte Relativpartikel *wo* wird, vor allem in Gesprächen, in denen Kompetenz signalisierte werden muss und deshalb die Mundart ohnehin näher ans Hochdeutsche rückt, durch die standardsprachlichen Relativpronomen *dä/die/das* ersetzt: *Schtaate, die allerdings nid in dr EU sind* (der ehemalige Bundesrat Moritz Leuenberger am 31.7.2001); *mit gwüssen Iischränkige, die du aber scho aagfüert hesch*

Georg Thürer zu „sondern“ in der Mundart

So betrachte ich es als einen Mangel der Mundart, dass sie keinen Ersatz für das Wort „sondern“ hat. Wenn ich sage, „wir müssen diese Frage nicht nur vom finanziellen, sondern auch vom menschlichen Standpunkt aus betrachten“ so hat die Mundart kein entsprechendes Wort. Man müsste sagen: „Mir müend jetzt halt die Frag nüd bloss vom Gäld her aluege. Die ganz Frag het au e menschlich Site.“
(Aus: Baur/Fluck: *Warum im Dialekt?*, 1976)

(der ehemalige Radiodirektor Walter Rüegg am 10.8.2003). Weil die traditionellen Mundarten weniger Konjunktionen haben als das Hochdeutsche, werden vor allem unterordnende Konjunktionen wie *denn*, *obschon*, *obwohl*, *sondern* übernommen: *das hilft eim allerdings o nid, denn si unterschriben meischtens nume mit de Initiale* (Musiker und Autor Urs Frauchiger 1989), *das isch klar, obschon sich d Redli vo dr*

Firma wyterdräje (Mundartautorin Esther Grünig-Schöni 1999), *er isch nid Oberchällner, sondern Oberhochrächner* (Journalist Walter Däpp 2000).

Besonders die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgewachsenen Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen beurteilen die Einflüsse des Hochdeutschen auf den Mundartwortschatz und die Mundartgrammatik als stossend. Sie wuchsen während oder kurz nach der Zeit des Zweiten Weltkriegs auf. In dieser Zeit identifi-

zierten sich Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen sehr stark mit ihrer Mundart und definierten sich über ihre besondere Sprachkultur als Schweizer. Die Mundart war Teil der geistigen Abwehrhaltung gegen Deutsches, der Geistigen Landesverteidigung. In der Schule wurde ihnen eingetrichtert, dass sie Mundart und Hochdeutsch rein zu halten hätten. Das heisst die Mundart sollte frei von Hochdeutscheinflüssen, das Schriftdeutsche frei von Mundarteinflüssen sein. Obwohl der Berner Otto von Greyerz in seiner „Deutschen Sprachschule für Berner“ von 1909 in vom Berndeutschen ausgehend ins Hochdeutsche einführte, verlangte er eine „scharfe Trennung zwischen Mundart und Schriftsprache“. Auch Ernst Schürch wollte in seiner populären Schrift „Hüb Sorg zum Schwyzerdütsch“ von 1944 vor allem dem „Verschriftdütschele vo dr Mundart wehre“. Weil die Hüter der „reinen Mundart“ lange bis in die Schule wirkten, gelang es ihnen, in den Köpfen der Kriegsgenerationen eine ideologische Mauer zwischen Hochdeutsch und Mundart zu errichten. Heute sind von dieser Mauer höchstens noch Reste vorhanden. Wer Mundart spricht, erfüllt mit seinem Mundartsprechen keine nationalen Pflichten mehr. Der Mundartgebrauch ist freier und unbelasteter, damit aber auch vielfältiger und Neuerungen von aussen zugänglicher. Das Mass der Distanz zum Hochdeutschen ist kein Thema mehr. Mit Kollegen oder Kolleginnen in der Kneipe spreche ich urchiger als mit einem Radioreporter, der über die Zukunft meines Kleinbetriebs Auskunft haben möchte. Da wirken Germanismen modern, urban und kompetent. Aber der Abstand ist immer noch, für jeden sofort hörbar, da. Und das ist in einer Welt bedrohter Kleinsprachen eigentlich erstaunlich.

Wer alle Neuerungen als Verhunzung und Zerfall der Mundart betrachtet, sollte bedenken, dass wir uns in der Welt, die wir so gestalten, wie sie ist, auf dem Weg des Fortschritts wännen, mag er auch brüchig sein. Welcher Bauer käme auf seinem modernen Hof noch mit der *Sägesse* und mit Pferdefuhrwerken zurecht? Welche Frau möchte noch *buuche* oder *seechte*, d. h. mit Aschenlauge waschen? Wer möchte noch zum *Gütterlitokter*? Weshalb wird eine Sprachform, die diesen Fortschritt mitvollziehen muss, als im Zerfall begriffen beklagt?

Wir geben unseren Mundarten eine Funktion, die Funktion der meistgesprochenen Alltagssprache. Damit sie diese Funktion erfüllen können, müssen wir mit ihnen über alles sprechen können, das zur Bewältigung des Alltags heute relevant ist, also auch über Börsenspekulationen, iPhones und iPads, Digitalkameras, Hybridmotoren, Knopflochoperationen und die Integration von Migrantinnen. Dafür müssen wir unsere

Mundarten fit halten, d. h. wir müssen sie kontinuierlich an unsere Bedürfnisse anpassen, sie verändern.

Die Dialektologie, derjenige Zweig der Sprachwissenschaft, der sich mit Dialekten befasst, zählt die Deutschschweizer Dialekte zu den alemannischen Dialekten. Alemannische Dialekte sprechen auch die Elsässer, die Süddeutschen jenseits der Schweizer Nordgrenze vom südlichen Rheintal und vom badischen Wiesental bis zum Bodensee, die Vorarlberger, die Liechtensteiner und ein kleiner Rest norditalienische Walser. In der Schweiz sprechen nur die Samnauner nicht Alemannisch; sie haben den Tiroler Dialekt ihrer Nachbarn übernommen. Die Bezeichnung *alemannisch* bezieht sich ursprünglich auf den germanischen Volksstamm der Alemannen; viele andere Dialekte, wie z. B. *Bayerisch, Fränkisch, Hessisch, Sächsisch, Schwä-*

Alemannisch

Schweizerdeutsch ist die im alemannischen Teil der schweizerischen Eidgenossenschaft allgemein gültige Umgangssprache. [...] Trotz der örtlichen Verschiedenheiten wird es als eine Einheit empfunden, was auch damit zusammenhängt, dass seine uneingeschränkte Geltung genau mit den Landesgrenzen übereinstimmt. Für den Dialektgeographen ist der Rhein zwar keine Grenze, aber genau von dort an gilt jene andere Einschätzung der Mundart: In der Bundesrepublik genau wie in unseren andern Nachbarländern bildet sie ein Element der sozialen Schichtung.

(Aus: Arthur Baur: Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?, 1988)

bisch, sind auch nach germanischen Volksstämmen benannt, weil man am Anfang dialektologischer Forschung glaubte, die Dialektgebiete entsprächen alten germanischen Stammesgebieten.

Das Bewusstsein, einem alemannischen Sprachraum anzugehören, ist weder in der Alltags- noch in der Kulturpolitik von Bedeutung, obwohl die „alemannische Internationale“ mehrfach beschworen wurde, zuletzt vom Elsässer Schriftsteller André Weckmann 1978 im Zusammenhang mit den Protesten gegen die Kernkraftwerke im elsässischen Marckolsheim und im badischen Wyhl, beide in der Nähe der

Schweizer Grenze. In der Deutschschweiz ist man sich bewusst, dass die Mundart im Alltag eine viel wichtigere Rolle spielt als bei den alemannischen Nachbarn. Diese Tatsache erfüllt die meisten mit Stolz, denn so gesehen, sind sie die besseren Alemannen als alle andern.

Für die traditionelle Dialektologie sind Dialekte regionale Varianten einer Sprache. Es gibt also sowohl deutsche als auch französische, italienische und englische Dialekte. Die traditionelle Dialektologie versuchte, Dialekte zu dokumentieren mit Wörterbüchern, mit Einzeldarstellungen und auf geografischen Karten in Sprachatlanten,

später auch mittels Tonaufnahmen. Die Deutschschweiz ist eines der dialektologisch besterforschten Gebiete der Welt. Bereits 1806-1812 verfasste der Luzerner Theologe Franz Josef Stalder seinen zweibändigen „Versuch eines schweizerischen Idiotikons“ und 1837 veröffentlichte der Appenzeller Arzt und Palästinaforscher Titus Tobler seinen „Appenzellischen Sprachschatz“. Mit „Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus“ eröffnete 1876 der Glarner Historiker und Sprachwissenschaftler Jost Winteler, der in Aarau Kantonsschullehrer war und bei dem 1895 der junge Albert Einstein wohnte, eine grosse Reihe von Einzeldarstellungen. Bis heute sind nicht nur zahlreiche regionale Mundartwörterbücher entstanden, wie z. B. das „Obwaldner Mundart-Wörterbuch“, das „Schaffhauser Mundartwörterbuch“, das „Senslerdeutsche Wörterbuch“ und das „Zürichdeutsche Wörterbuch“, sondern auch die beiden grossen Grundlagenwerke der Deutschschweizer Dialektologie: Das noch nicht abgeschlossene „Schweizerische Idiotikon“, auch „Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache“ genannt, dessen erster Band 1861 publiziert wurde, das heute bis zum zweitletzten 16. Band vorliegt und im Internet unter www.idiotikon.ch benutzt werden kann. Und den achtbändigen „Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (1962-2003), der abgeschlossen ist. Für interessierte Laien haben Helen Christen, Elvira Glaser und Matthias Friedli die wichtigsten Karten aus dem grossen Sprachatlas für den „Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz“ (2010) farbig aufbereitet und mit einem gut lesbaren Kommentar versehen.

Eine der wichtigsten Entdeckungen der traditionellen Dialektologie war wohl, dass jedes Dialektmerkmal, sei es lautlicher oder grammatischer Art oder sei es ein Wort, einen eigenen Verbreitungsraum mit eigenen Grenzen hat. Damit verbindet sich die Einsicht, dass es keine festen Dialektgrenzen gibt, sondern nur Merkmalsgrenzen, die mit dem Abstand von einem Ort zu einem andern zunehmen und die gebündelt auftreten können, also in gewissen Gebieten eng nebeneinander verlaufen. Die Dialektologie unterscheidet so nicht einzelne Dialekte, sondern Dialekträume, in der Deutschschweiz z. B. nördliche und südliche, westliche und östliche. Sie kann deshalb auch nicht sagen, wie viele Dialekte es in der Deutschschweiz gibt.

Heute, in Zeiten grosser Mobilität, ist eine gewisse Einheit der Mundart selbst für viele ländliche Gebiete nicht mehr gegeben. Vor allem in städtischen Gebieten mit ihren Agglomerationen, wo viele Dialekte und Sprachen nebeneinander existieren, stösst deshalb die traditionelle Dialektologie, die vom Dialektraum ausgeht, an ihre Grenzen. Neue Ansätze erlaubt hier eine Sprachwissenschaft, welche sprachliche

Variation in einem Raum untersucht, d. h. die verschiedenen Sprachformen und sprachlichen Mischformen, welche verschiedene Gruppen der Bevölkerung in unterschiedlichen Situationen sprechen. Dialekt ist da nur noch eine von vielen Möglichkeiten.

Wer Dialekt schreibt, verstösst nicht gegen die Natur des Dialekts. Jede natürliche Sprache kann gesprochen, jede kann geschrieben werden; es gibt keine wesentlich mündliche und keine wesentlich schriftliche Sprache. Wird eine Sprache auch geschrieben, betrifft das vor allem ihre Gebrauchsform und ihr Prestige, nicht aber ihr innerstes Wesen. Allerdings setzen mit der Verschriftlichung einer Sprache oder Sprachform grammatische Überlegungen ein, die in reiner Mündlichkeit nicht zu beobachten sind.

Zwischen spontan gesprochener Sprache und geschriebener Sprache, sei es Hochdeutsch oder Mundart, gibt es wichtige Unterschiede. Im spontanen Gespräch nehmen wir oft Bezug auf die Umgebung, z. B. in Sätzen wie *nimm das Roote deert, brings hie hären u legs soorgfältig da drii*. Der Schreibende muss immer erklären, worauf er Bezug nimmt, weil derjenige, der liest, nur Schriftzeichen vor sich hat. Wer schreibt, kann das Geschriebene beliebig oft korrigieren, abändern oder neu formulieren; der Leser erhält erst den fertigen Text. Wer spricht, kann, was er sagt, nur in einem beschränkten Rahmen korrigieren oder ändern. Spontan gesprochene Sprache ist gekennzeichnet durch abgebrochene Sätze, Einschübe, redeneleitende Ausdrücke wie *weisch, übrigens, item, los eis* und baut vor allem auf Hauptsätzen auf, die durch *u de, und dünn* verbunden werden. Bei geschriebener Sprache ist der Textaufbau viel komplexer, weil sie längere Zeit erhalten bleibt und wiederholt gelesen werden kann. Gesprochene Sprache ver klingt im Moment ihres Entstehens. Im spontanen Gespräch ist das Sprechen nicht nur in die Umgebung eingebettet, Gestik, Mimik, Körperhaltung, Stimm- und Tonlage, Lautstärke, fließendes oder gehemmtes Sprechen des Gesprächspartners sind interpretierbar. Wer etwas nicht versteht, kann sofort nachfragen. Geschriebene Texte sagen hingegen immer nur, was da steht. Die genannten Unterschiede gelten für die gesprochene und geschriebene Form jeder Sprache. Dennoch wird von einigen Sprachwissenschaftlern bis heute das Schreiben von Mundart als Verstoß gegen ihr Wesen begriffen. Wem fiel es ein zu behaupten, das Schriftdeutsche sei dort, wo es gesprochen werde, nur als simuliertes Schriftdeutsch zu verstehen, weil es seinem Wesen nach eine geschriebene Sprache sei und

nur als solche echt? Was geschriebener Mundart als Mangel angelastet wird, sind also die in der Schrift verloren gegangenen Merkmale des Mündlichen. Dieser Vor-

Ist geschriebener Dialekt noch Dialekt?

Auch die Mundart kann zwar geschrieben werden, aber es läuft dies eben doch mehr oder weniger ihrem Wesen zuwider.

(Aus: Walter Henzen: Schriftsprache und Mundarten, 1954)

Dialekt [hat] da, wo er geschrieben wird, nicht mehr als Dialekt zu gelten. Wo also Dialekt in Literatur auftaucht, ist er grundsätzlich als lediglich simulierter Dialekt zu begreifen. (Aus: Walter Schenker: Dialekt und Literatur, 1977)

wurf könnte umgekehrt als Fehlen der Merkmale des Schriftlichen gegenüber dem gesprochenen Schriftdeutschen erhoben werden und ist deshalb absurd. Wer Mundart schreibt, verstösst weder gegen ihr Wesen, noch beraubt er sie ihrer Würde und Natürlichkeit. Er nimmt nur eine Freiheit wahr, die mit jeder Sprachform gegeben ist: Die Freiheit,

sie nicht nur zu sprechen, sondern auch zu schreiben.

Wer Mundart schreibt, muss Probleme lösen, die sich beim Hochdeutschschreiben nicht stellen. Schreibe ich als Basler *er heisst Bubi* oder *er häisst Bubi*? Schreibe ich als Berner *i wohne z Bärn* oder *i wone z Bäärn*? Schreibe ich als Solothurner *es Tassli Milch* oder *es Dassli Müuch*? Die Probleme entstehen dadurch, dass das Mundartschreiben nicht in der Schule gelehrt wird und dass verbindliche Normen für die Rechtschreibung fehlen. Weil wir in der Regel Hochdeutsch schreiben, geht jede Mundartschreibung von der Hochdeutschschreibung aus. Die fehlende Verbindlichkeit erlaubt aber spielerische und individuelle Lösungen, wenn sie als Freiheit und nicht als Nachteil empfunden wird.

Jede Verschriftlichung ist Normalisierung, d. h. Auswahl aus dem grossen Variantenreichtum der gesprochenen Sprache. Je nach den Auswahlkriterien, die man anwendet, fallen die geschriebenen Formen ein und derselben Mundart ganz unterschiedlich aus, z. B. *er het starchi roti Auto gäre, het er gseit* oder *er hed scharchi rooti Aito gäärä, hed er gsäit*. Das von Laien oft gehörte Urteil, diese oder jener könne seine Mundart nicht richtig schreiben, beruht auf der falschen Annahme, es gebe eine verbindliche Schreibnorm. Beim Schreiben von Mundart stehen das dokumentarische Interesse der Schreibenden und das Verlangen der Lesenden nach einem leicht lesbaren Text in einem unauflösbaren Gegensatz.

Wer seine Mundart so schreiben möchte, dass Leser die Lautung des gesprochenen Ausdrucks möglichst genau nachempfinden und bis zu einem gewissen Grad lesend nachvollziehen können, muss lautnah schreiben. Er nimmt vom Schriftdeutschen

abweichende Wortbilder, z. B. berndeutsches *wone*, *Bäärn*, *Feuse*, *öich* für *wohnen*, *Bern*, *Fels*, *euch*, und die damit verbundene erschwerte Lesbarkeit in Kauf.

Eugen Dieth, von 1927–1956 Professor für englische Sprachwissenschaft, Altnordisch und Phonetik an der Universität Zürich, hat kurz vor dem Zweiten Weltkrieg Regeln für eine lautnahe Mundartschreibung, die auf alle Mundarten anwendbar ist, entwickelt. Radikal ist diese Schreibung vor allem in der schriftlichen Darstellung kurzer und langer Vokale. Im Schriftdeutschen werden lange Vokale, z. B. in *Moos*, *Liebe*, *ohne*, *Vater*, ungleich gekennzeichnet. In den Mundarten sind die Kürzen- und Längenverhältnisse nicht gleich wie im Hochdeutschen und zudem von Mundart zu Mundart verschieden. Dieth schlägt deshalb vor, kurze Vokale einheitlich einfach zu schreiben, lange konsequent doppelt und auf alle anderen Längenkennzeichnungen zu verzichten, z. B. im Berndeutschen kurz *grabe*, *lätz*, *rede*, *lige*, *wone*, *Vögu*, *lut*, *lüte*, lang *saage*, *Wääg*, *neei*, *Viicher*, *Doorf*, *lööse*, *Uur*, *lüüchte*; im Baseldeutschen bezüglich Länge abweichend *graabe*, *reede*, *liige*, *woone*, *Vöögel*; im Zürichdeut-

Dieth-Schreibung: Zürichdeutsch

Der Ääschme und de Rütimaa schtönd hinder ere räie vo langwillige granit-grabschtäi und ghööred dè gschpässig truurgsang. Vo de Wörter verschtönd s nöd d helfti. D melodii töönt nach de süüd-schtaate. Si lueged uf e gruppe vo phèrsoone um e nöis graab ume. Äigetli sind s zwoo gruppe: di äint i schwarz, wie sich s ghöört, mit eme pfarer, all mit roote chöpf wäge de hitz; di aner i dschiins und hämpèrmlige, die singed die paar vèers, und begläite tüend s es saxofoon, e violiine und es mäitli, wo zwäi shtuck holz im thakt ufenand schlaat.

(Aus: Viktor Schobinger: *Der Ääschme wett en fall nöd lööse*, 1986)

schen *luut*, *lüüte*. In seinem Leifaden „Schwyzertütschi Dialäktschrift“ von 1938, Neuauflage 1986) schreibt Eugen Dieth:

„Schreibe wie du sprichst, wie du es hörst und empfindest. Jeder Dialekt darf seine eigenen Wortbilder haben. Stosse dich nicht an Abweichungen vom gegenwärtigen standardsprachlichen Schriftbild. Das Schweizerdeutsche folgt seinen eigenen Gesetzen und innerhalb dieses Rahmens gehen die einzelnen Dialekte ihren eigenen Weg.“

Die Dieth-Schreibung ist keine feste Norm, sondern eine Normempfehlung, die auch Varianten zulässt, z. B. ob man *sp* und *st* nicht nur im Wortinnern *schp*, *scht* schreibt, also *Wäschpi*, *Mischt*, sondern auch am Wortanfang *Schpään*, *verschtaa*, und ob man offene Vokale gegenüber geschlossenen kennzeichnen soll, also *Züüg* „Züge“ versus *Züüg* „Zeug“.

Als Dieth seine „Dialäktschrift“ entwickelte, hatte die gegen den Nationalsozialismus gerichtete Besinnung auf die schweizerische Eigenart im Rahmen der Geistigen

Landesverteidigung einen hohen Stellenwert. Zum Bestand regional verankerter deutschschweizerischer Eigenart gehörten die Dialekte. Wer Dialekt spreche oder auch schreibe, bekenne sich zur Schweizer Heimat, glaubte man damals. Dieth forderte 1937 im „Geistesarbeiter“, der Monatsschrift des Schweizerischen Schriftstellervereins, das in Versammlungen, Sitzungen, Reden, in der Kirche, im häuslichen Gebet, vor Gericht, im Rundfunk, im Militär Schweizerdeutsch gesprochen werde. Dass Geschlechts- und Strassennamen sowie Ladeninschriften auch Schweizer-

Dieth-Schreibung: Oberemmentaler Berndeutsch

Vreeni im Äbnit isch ime Ztüe inne, es wiis baau nümme wo weere. Ääs u sy Maa gö morn mit de Schwinger a d Olma. Scho dä Morge hets d Tracht uf d Lùube use ghäicht, dass si cha verlüfte. Itze isch es am Züpfetiig chnätte, schliesslech isch dene, wo dehiimme gùümme, o öppis z gönne. Derzue mues hüt, wiüs Samschtig isch, no der Cheer gmacht wärde.

(Aus: H. U. Schwaar: *Gryymts u Üngryymts*, 1985)

deutsch geschrieben werden sollten. Dieth

wollte das Schriftdeutsche nicht durch die

Mundarten verdrängen, aber er schrieb 1943:

„Geben wir zu, dass unser Schwyzertütsch im Reichsdeutschen aufgehe, dann opfern wir einen wichtigen Kultur- und Volksfaktor.“

Da die Dieth-Schreibung einfach, klar und kon-

sequent ist, wird sie auch in der Deutsch-

schweizer Dialektologie und in der Volkskunde

angewendet, und zwar überall dort, wo in Pub-

likationen wie z. B. den Mundartwörterbüchern

und mundartlichen Sagensammlungen, eine lautnahe, gut lesbare Schreibung am

Platz ist. Der Zürcher Mundartautor Viktor Schobinger bezeichnet das Dieth-

Regelbüchlein als „zürichdeutschen Duden“ und Gustav Ritschard, der Autor des

„Bödelitütsch“-Wörterbuches (1983) behauptet, das die Dieth-Schreibung „heute

in der ganzen deutschen Schweiz für sprachlich-volkskundliche Publikationen ange-

wendet“ werde. Trotz ihrer Beliebtheit bei Fachleuten ist die Dieth-Schreibung bis

heute jedoch nicht allgemein verbindlicher Standard aller Mundartschreibenden ge-

worden. So hält der Berner Liedermacher und Schriftsteller Fritz Widmer in seinem

Buch „Ryter unger em Ys“ (1988) an der traditionellen standardnahen Berndeutschschreibung fest:

„Es ist bedeutend einfacher, Hochdeutsch zu schreiben als Berndeutsch. Ein erster Grund ist die sogenannte Orthographie. Obschon ich die Vorzüge der Dieth'schen phonetischen Schreibung einsehe, hänge ich immer noch an einer dem vertrauteren Schriftbild des Hochdeutschen angenäherten Rechtschreibung.“

Wer liest, darauf weist Widmer mit Recht hin, orientiert sich an Wortbildern. Vertraut sind uns die hochdeutschen Wortbilder, weil wir in der Schule nur Hochdeutsch

lesen lernen. Wer beim Mundartschreiben möglichst nahe am hochdeutschen Schriftbild bleiben will, verhält sich nicht einfach uneinsichtig oder konservativ, sondern bleibt so nahe wie möglich an dem mit dem Lesen- und Schreibenlernen des Schriftdeutschen automatisierten Verfahren. Allerdings muss sich der Schreibende, vor allem was die Kennzeichnung der Vokallänge betrifft, immer neu entscheiden, wie er das Problem löst. Schreibt er für *Kuh*, *Schuh* hochdeutschnah *Chueh*, *Schueh* oder *Chue*, *Schue*, weil beim mundartlichen Zweilaut keine Längenkennzeichnung mehr nötig ist? Schreibt er für *drehen*, *mähen* hochdeutschnah *drähe*, *mähe* oder

Hochdeutschnahe Schreibung: Berndeutsch

Dihr dänket jetz vielleicht, das i vo Sache redi, wo-n-i nid verstand. I würd mi nid dermit beschäftige, wenn i nid erläbt hät, wieviel Liebi dä chlyn, hülflos Hansli het dürfen erfahre; wenn i nid gseh hät, wie dä ruuch, boumstarch Wildpeetsch sym Buebli mit unändlecher Geduld het Ross und Chuehli gschnätzet, wenn er e chly Zyt het gha. Und später het er stundelang probiert, ne mit farbigge Papierli z'vertörle, und de het er alben e grüüsligi Freud gha, vielleicht e Freud wo weh ta het, wenn er i sym Buebli e Funke vo Verstand het chönne entdecke oder ihm es Lächle abläschele.

(Aus: Erwin Heimann: *Wätterluft*, 1989)

drähje, *mähje* bzw. *dräaje*, *mäaje*, weil er die mundartliche Lautung hörbar machen will? Schreibt er *Chäller*, *Milch*, *Himmel* bzw. *sie*, *Liebi*, *vielleicht*, *viel* und verlässt sich darauf, dass lautgerecht *Chäuuer*, *Miuch*, *Himu* bzw. *sii*, *Liebi*, *vilicht*, *viil* gelesen wird?

Das Interesse des Literaturmarktes, der eine möglichst grosse Verbreitung des Geschriebenen wünscht, zielt auf leichte Lesbarkeit. Sein Ideal ist deshalb eine vereinheitlichte standardnahe Schreibung.

Abweichungen von der authentischen Lautung werden dabei in Kauf genommen und mit dem Hinweis legitimiert, die heimischen Mundartleser und -leserinnen wüssten ja, wie der Text lautlich „richtig“ zu lesen sei.

Bekanntestes Beispiel einer traditionellen, standardnahen Schreibung einer Mundart, für die eine gewisse Allgemeinverbindlichkeit beansprucht wird, ist die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Zeit der ersten grossen Blüte des Berner Mundart-schrifttums entwickelte Berndeutschschreibung. Der Berner Verlagslektor, Publizist und Schriftsteller Erwin Heimann (1909-1991) verteidigte sie gegen eine lautnahe Schreibung. Er forderte sogar, dass sich alle Berndeutsch Sprechenden, auch die Berner Oberländer, auf eine mittelbernische Schreibsprache einigen sollten. In seinem Buch „Di ruuchi Schale“ (1986) schrieb er:

„Mir hei ja i dr letschte Zyt i dr Mundartliteratur es Gnuusch, das es kei Gattig meh het. Das isch eigetlech keis Wunder, we me zuegit, dass es äbe Bärner Mundarte nid nume z dotze-, nei sogar z hundertewys git. [...] Wie söll mes de schrybe? I weiss

scho: D Sprachwüesseschaftler, d Dialäktforscher hei Richtlinie useggää: ‚Schreibe, wie du sprichst!‘ – So eifach isch das. Sicher isch es für d Linguischte inträssant, Literatur usem Seislerland, usem obere Ämmital, vo Brienz u vo Frutige i d Händ z übercho, wome derdür erfahrt, wi d Lüt um jede Chilchsturm ume rede. Für d Läser, wo vor allem Gschichte wei läse, isch das weniger inträssant; nei, es isch es Hürdenrenne, wone gly emal verleidet. [...]

U drum, wenn i Bärndütsch schrybe, bini neutral u schrybe das Bärndütsch, wo öppe vo allne verstande wird; das Bärndütsch, wo sech üsi Mundart-Klassiker im grobe druf geiniget hei u wo ds Bärndütsch zur Literatursprach gmacht het. Als oberste Grundsatz hei si d Meinig verfochte, me soll nume dert vom schriftdütsche Wortbild abwyche, wones würklech nötig sig.“

Der Anspruch, das „Mittelbernische“ habe als Standardform der Berner Literaturmundart zu gelten, wird in der Gemeinschaft der Berndeutsch Schreibenden vielfach bis heute erhoben, wenn auch nicht in so scharfer Form wie bei Heimann, der sogar den höchstalemannischen Berner Oberländer Mundarten, die sich vom „Mittelbernischen“ lautlich sehr stark unterscheiden, keinen eigenen schriftlichen Ausdruck zugestehen will.

Der Emmentaler H. U. Schwaar schrieb seine ersten berndeutschen Ramuz-Übersetzungen auf Wunsch des Viktoria Verlags, der seine Bücher publizierte, auf „Mittelbernisch“ obwohl er eine davon deutlich abweichende, monophthongierte Berndeutschvariante spricht mit z. B. *Uug*, *Büüm* und *Hiimet* anstelle von *Oug*, *Böim* und *Heimet*. Erst mit der Übersetzung des „Farinet“ (1984) entschied er sich, seine eigene Mundart zu schreiben, und bemerkte dazu:

„Schliesslich nahm ich mir die Freiheit, diese Geschichte, die ja eine der Freiheit ist, in meine Mundart, derjenigen des obern Emmentals zu übersetzen, mit dem südlich der Linie Napf-Ramsei-Worb-Belp-Neuenegg mehrheitlich gesprochenen *ii* statt *ei* und *uu* statt *ou* (*Hiimmet* statt *Heimet*, *Luub* statt *Loub*). Dies im Gegensatz zu meinen früheren Ramuz-Übertragungen, in denen ich mich zu einem Standardberndeutsch hatte überreden lassen.“

Später schrieb Schwaar, er halte sich an die von Eugen Dieth ausgearbeiteten Regeln für das Mundartschreiben. Neuere Schreibanleitungen für eine hochdeutschnähere Berndeutschschreibung, wie „Bärndütschi Schrybwys“ (1972) von Werner Marti und „Wi me Bärndütsch schrybt“ (1982) von Ernst Steiner sind Kompromisse zwischen

der traditionellen und der Dieth-Schreibung. Steiner schreibt: „Die beste Lösung macht von beiden Systemen Gebrauch.“

Wo das Mundartschreiben aber als freies Spiel, der Mundarttext als mündlich zu interpretierende Partitur begriffen wird, wersetzt er sich jedem Normierungsversuch. Im Jahr 1972 schrieb der Germanist und Autor Dieter Fringeli (1942-1999) im Nachwort zur ersten Auflage seiner Mundartlyrik-Anthologie „Mach keini Sprüch“: „Es ist [...] ein fragwürdiges Unterfangen, die gesprochene Sprache, die Umgangssprache schriftlich zu fixieren. Angesichts dieser Problematik halte ich die Streitigkeiten über die ‚Rechtschreibung‘ mundartlicher Texte vollends für unergiebig und müssig.“

Einer der Wegbereiter der modernen Mundartliteratur, der Wiener H. C. Artmann (1921-2000), lebte eine Zeitlang in Bern und war in der Mundartszene der 1970er-Jahre bekannt. Artmann verwendete in seinem berühmten Mundartgedichtband „med ana schwoazzn dintn“ von 1958 eine ausgesprochen hochdeutschferne, oft geradezu skurril anmutende Schreibung. Er schrieb z. B. *mei ausdroknz heazz* „mein ausgetrocknetes Herz“, *de salame da qaglschduazz da gristoezuka* „die Salami der Quarzelsturz (Käseglocke) der Kristallzucker“ und *de gebuazzdoxkinda r iwa r ochzk* „die

Martin Franks wilde Schreibung

*i hoken ufter schtange forter kasse slouft äiäm seiling
luegen uf tur schhaubi achi xene bueb ufter angere
site for pan länt are sülen ei fuess ufem gumiramp
for pan ter anger azüle gschemt luegp mi a luegene
gnau a schöpe füzäni xe kli us wine pönk mizo rötle-
cheschtachuhor träkigi auti blutschins nideri te-
nischue äs häugäups tischört unes auz putschins
jäggli*

(Aus: Martin Frank: *La mort de chevrolet*, 1984)

Geburtstagskinder über achzig“. So wollte er mit dem Material des Dialekts gegen die festgefahrenen Lesegewohnheiten des traditionellen Mundart- und auch des Hochdeutschlesens arbeiten. Leser dieser Mundarttexte sollten zuerst befremdet sein, dann erkennen und nach dem Erkennen Heiterkeit und Freude empfinden, aber auch staunen können.

In der Deutschschweiz blieben solche wilden Schreibversuche die Ausnahme. Der Berner Martin Frank schrieb 1979 mit seinem Homosexuellenroman „Ter Fögi ische Souhung“ als mundartliterarischer Aussenseiter über ein Thema, das in der Mundartliteratur neu war. Mit seiner eigenwilligen Schreibweise signalisierte er, auch in der Form, eine Abkehr vom traditionellen Mundartliteraturverständnis. Diese Abkehr radikalisierte er 1984 mit seinem zweiten Homosexuellenroman „La mort de chevrolet“, indem er die Wörter nicht mehr auf übliche Weise isolierte, Assimilationen nicht mehr auflöste und satzzeichenlos

schrieb, um das Kontinuierliche des gesprochenen Sprachflusses zu betonen. Er empfahl dem Leser, laut zu lesen.

„La mort de chevrolet“ wurde zu einem verlegerischen Flop. Anzumerken ist, dass sich für ausgefallene, wilde Mundartschreibexperimente nur im kurzen Zeitraum des städtischen künstlerischen Avantgardismus und der gesellschaftlichen Aufbruchsbewegungen von den späten 1960er- bis in die 1980er-Jahre, in denen Dialekt als Waffe gegen den Hochdeutschdiskurs der Herrschenden propagiert wurde, eine geneigte Leserschaft finden liess.

Für die Mehrheit der Mundart Lesenden war eine ausgefallene Schreibung damals eine Zumutung, für die Mundart Schreibenden ein Handicap. Sie ist es auch heute noch. Nichts illustriert dies deutlicher als die Tatsache, dass eine der wohl besten alemannischen Mundartlyrikerinnen, die Walserin Anna Maria Bacher aus Brendo im norditalienischen Pomatt, bei uns nahezu unbekannt ist. Ihre hervorragenden Gedichtbände „Z Kschpel vam Tzit“ (1988), „Litteri un Schattä“ (1991) und „Kfarwät Schpurä“ (2011) sind in einer archaischen höchstalemannischen Walsermundart und leider in einer für Laien kaum entzifferbaren Orthographie geschrieben. Erst nachdem Thüning Bräm und Heinz Holliger Texte von ihr für Musikkompositionen verwendet hatten, wurde ein breiteres Publikum auf sie aufmerksam.

In geschriebener Mundart ist also nicht nur die Sprachform auf dem Papier festgehalten. Festgehalten ist zudem immer auch, wie weit der Schreibende von der hochdeutschen Norm abweicht. Das zeigt, welches Publikum er ansprechen will. Es signalisiert zudem, welchen sprachästhetischen und sprachpolitischen Standpunkt er einnimmt und ob er mit seinem Schreiben sprachpflegerische und sprachdokumentarische Interessen verfolgt.

Die Autoren und Autorinnen der „modern mundart“-Bewegung, die in den späten 1960er-Jahren begann, verstanden sich als Erneuerer der Mundartliteratur. Weil sie als Mundartautoren nicht zugleich Sprachpfleger sein und Distanz zur mundartliterarischen Tradition nehmen wollten, bezeichneten sie ihre Literatursprache nicht mehr als Dialekt oder Mundart, sondern als Umgangssprache. Bereits der erste Gedichtband, der den Neuaufbruch initiierte, „Rosa Loui“ (1967) des Berners Kurt Marti, trug den Untertitel „vierzg gedicht ir bärner umgangsschprach“. In einem Interview, das im Buch „Warum im Dialekt?“ (1976) von Gerhard W. Baur und Hans-Rüdiger Fluck aufgezeichnet ist, erklärt Kurt Marti:

„Die Mundart, der Dialekt, das wurde ja immer verstanden als Mundartpflege und zwar in dem Sinne, dass man sich bemüht hat, und dann auch darauf geachtet hat, dass es ein sogenannter ‚sauberer Dialekt‘ und eine saubere Mundart, reine Mundart sei, also korrekte Mundart. Und man hat Mundart und Dialekt auf einem bestimmten Stand konservieren wollen, gerade in der Dialektliteratur. Und nun war meine Absicht die: nein, das will ich nicht. Ich will nicht einen Sprachstand konservieren, der an sich sehr schön ist, und ich will nicht Dialektpflege machen, sondern ich will in der Sprache schreiben, in der wir sprechen – in der ich spreche, genau gesagt. Also, man kann mir sicher nachweisen, dass das und jenes nicht korrekt ist im Dialekt. Ich schreibe aber mit Absicht einen vom rein sprachpflegerischen Gesichtspunkt aus unreinen Dialekt, nämlich den, den wir heute gebrauchen. [...] Deshalb verfiel ich auf das Wort ‚Umgangssprache‘. Umgangssprache ist die Sprache, mit der ich selber umgehe im Gespräch mit anderen. Also eine gewisse Distanzierung zu dem, was vorher als Dialektdichtung bestanden hat.“

Im Buch von Baur und Fluck äussern sich auch der Solothurner Ernst Burren und der Berner Ernst Eggimann zu ihrer mundartlichen Schreibsprache. Während Burren behauptet, seine geschriebene Mundart sei „wirklich nur eine gesprochene Sprache“, sagt Eggimann, ihn interessiere „nicht die gute Sprache, sondern die Sprache, wie sie gesprochen wird“. Beide Autoren betonen aber, dass sie ihre Texte einem intensiven Umarbeitungsprozess unterziehen. Nur geschriebene Texte können liegen gelassen, überarbeitet und umgeschrieben werden. Geschriebene Mundart ist dort, wo sie nicht Transkript spontanen Sprechens ist, Schrift und unterliegt damit den Existenzbedingungen geschriebener Sprache.

Für das Schreiben von Mundart gibt es also bis heute keine Schreibregeln, an die sich alle halten. Wo es um Wissenschaft oder Populärwissenschaft geht, z. B. in Mundartwörterbüchern, Namenbüchern und volkskundlichen Publikationen, ist die Dieth-Schreibung fast allgemein verbindlicher Standard geworden. Im Bereich literarisch geschriebener Mundart haben sich die Dieth-Schreibung und ihr angenäherte Schreibungen vor allem dort durchgesetzt, wo die regionalen Mundartwörterbücher, welche Autoren und Autorinnen konsultieren, die Regeln von Dieth anwenden. Grosse Ausnahme bleibt hier die an Mundartschrifttum reiche mittelbernerische Region. Im beliebten „Berndeutschen Wörterbuch“ von Otto von Greyerz und Ruth Bietenhard, das 2012 in der neunten Auflage vorliegt, ist der Wortschatz in einer hochdeutschnahen Schreibung dokumentiert. Viele Vorlagen für mündlich vorgetragene Texte (Lieder,

Songs, Raps, Spoken Word) und private Texte (Mails, SMS, Notizen) werden hingegen spontan abgefasst und halten sich an keine sichtbaren Regeln. Hier wird der Freiraum, den das Schreiben von Sprachformen ohne verbindliche Schreibnormen erlaubt, noch als Spielraum genutzt. Oder wie ein Teilnehmer eines Internetforums schreibt: „Ja Schwizerdütsch het irgendwie würklech kei Vorschrift wie me was schribt...me cha eifach druf los scribe.“